Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt"
erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlins bei allen Post-Anstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Italiens, Belgiens, Luxemburgs, der Niederlande (Holland), Dänemarks, Schwedens und Norwegens, Rußlands und der Donaustaaten; in Berlin bei der Expedition, Jerusalemerstraße 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstraße 66; Filiale Königstadt: Königstraße 56/57; Filiale Louisenstadt: Prinzenstraße 41; bei allen Zeitungsspediteuren und Stadtpostämtern. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur per Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis
auf das „Berliner Tageblatt" nebst „Handels-Zeitung", sowie dem illustrirten Witzblatt „ULK", der feuillet. Montags-Beilage „Zeitgeist", dem belletristischen Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle" und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft" vierteljährlich 5 Mark 25 Pf., Ausland excl. Postaufschlag; bei directer Zusendung unter Kreuzband 14 M. pro Quartal (für Berlin auch monatlich 1 M. 75 Pf. incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblattes 2 M.). — Inserate à Zeile 50 Pf. („General-Anzeiger" 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstraße 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstraße 66, Königstraße 56/57, Prinzenstraße 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nummer 609. | Berlin, Dienstag, den 1. Dezember 1891. | XX. Jahrgang.

Das Ende der Etatsdebatte.

Am gestrigen dritten Tage der Etatsdebatte im Reichstag kam zuerst das Centrum zu Wort. Diese Fraktion ist aus einer Oppositionspartei mit ihren 105 Mitgliedern und 6 Hospitanten eine Stütze der Regierungspolitik geworden. Wenn darüber noch irgendwo ein Zweifel bestand, so hat ihn die Rede des Herrn v. Huene beseitigt, der ausdrücklich betonte, daß er und seine politischen Freunde erfreut sein würden, wenn sie dem Ministerium Caprivi ihre volle Unterstützung gewähren könnten. Die entgegenkommende Art, wie er den Militäretat behandelte, zeigte zur Genüge, daß er diese Worte auch in die That übersetzen wird. Zwar fehlten auch bei ihm die konventionellen Wendungen von Sparsamkeit und schlechter Finanzlage nicht, aber er ließ bereits jetzt durchblicken, daß er die Forderungen für das Landheer zu bewilligen entschlossen ist. Die Höhe der Reichsschuld schreckt ihn nicht; es sei, so meint er, noch genug Geld im Lande. Nur der Marine gegenüber, die lange der Liebling des Hauses war, jetzt aber zu einem Sorgenkind geworden ist, verhielt er sich etwas kritischer. Betreffs der Handelsverträge verfolgten seine Ausführungen den Zweck, die Brücke zu bauen, welche zur Bewilligung führt. Zugleich machte freilich Herr v. Huene, dem die Führerrolle im Centrum in dem Maße zufällt, als es sich nach rechts wendet, die Gegenrechnung für seinen Bewilligungseifer auf, indem er für die Kirche die Gelegenheit beanspruchte, ihre Kräfte voll zu entfalten, und ihr eine würdige Stellung in der Schule zugewiesen zu sehen wünschte. Die Hilfe des Centrums soll also theuer bezahlt werden.

Do, ut des, so dachte auch Herr v. Koscielski, der für die Polen das Wort ergriff. Daß man gerade ihn seitens der polnischen Fraktion zum Etatsredner bestimmte, beweist, wie sehr die von ihm vertretene Politik der Versöhnung zwischen Polenthum und Deutschthum der jetzigen Stimmung in jenen Kreisen entspricht. Dieser vor einiger Zeit vom Kaiser auffallend ausgezeichnete Abgeordnete verlangt für die Polen nur noch die Aufrechterhaltung ihrer Nationalität, verspricht im Uebrigen aber, treu zum Reiche zu stehen. Deutsche werden wir, so klang es aus seiner Rede, nie, weil wir als Polen geboren sind, doch wollen wir dem Staate dienen, an welchen uns die geschichtliche Entwicklung nun einmal geknüpft hat. Er ist bereit, an dem inneren Ausbau des Reichs mitzuwirken und seinen guten Willen sogleich beim Etat darzuthun. Dafür erwartet er, daß man es aufgeben werde, die Polen entnationalisiren zu wollen.

Offenbar um solche Hoffnungen nicht allzu hoch fliegen zu lassen, ergriff hier Herr v. Caprivi das Wort zu einer kurzen Erklärung, daß er er dahingestellt sein lasse, ob die in Preußen ergriffenen Maßregeln und seine am Freitag gehaltene Rede Anlaß zu den Erwartungen des Herrn v. Koscielski geben.

In einer etwa eindreiviertelstündigen Rede ließ alsdann der Abgeordnete Eugen Richter seine Vorredner Revue passiren. Am schärfsten ging er mit Herrn v. Frege ins Gericht, der sich im Sommer weit vom Schuß sehr tapfer oppositionell geberdete und jetzt nur höfliche Verbeugungen für die Regierung hat. Alle die agrarischen Lesefrüchte, die dieser Agrarier ebenso oberflächlich wie selbstgefällig vorgetragen, wurden unbarmherzig Stück für Stück zerpflückt. Den Deklamationen über die Börsenspekulation hielt Herr Richter die Förderung der Spielleidenschaft durch die Lotterien und die Totalisatoren entgegen und machte hierbei die Mittheilung, daß, soviel er wisse, eine Zeit lang der Plan erwogen sei, noch eine Lotterie zur Verbesserung der Schloßaussicht zu veranstalten. Herr Bebel mußte sich daran erinnern lassen, daß er und Liebknecht sich bei der Bewilligung der Kriegsanleihe 1870 der Abstimmung enthalten haben. Die Nationalliberalen, welche jetzt für die zweijährige Dienstzeit eintreten, wurden darauf aufmerksam gemacht, daß sie früher diese Forderung für partiellen Landesverrath ausgegeben haben. Dem Reichskanzler drückte der freisinnige Redner sein Einverständniß mit den Ausführungen über die auswärtige Politik aus und hoffte von dessen militärischen Darlegungen, daß sie die Diskussionen über die Wehrfrage ruhiger und nüchterner gestalten und zur gegenseitigen Verständigung beitragen würden. Aber die Ankündigung, daß vermehrte Aushebungen stattfinden sollen, rufe um so mehr Bedenken hervor, als der Belastung keine Entlastung gegenüberstehe. Auch sonst unterließ es der Redner nicht, klar die Grenzlinie zu ziehen, welche die freisinnige Partei von Herrn Caprivi scheidet. Es ist in Preußen das Volksschulgesetz, im Reich die Verdrängung des freien Versicherungswesens, die Kolonialpolitik und namentlich der Kornzoll, der den Freisinn in die Opposition drängt.

Zu der vom Abgeordneten Richter an dem Mangel der Gegenzeichnung kaiserlicher Kundgebungen geübten Kritik bemerkte Herr v. Caprivi, daß es sich bei den betreffenden Erlassen nach seiner Auffassung nicht um Regierungsakte, sondern um Aufforderungen an das Ministerium gehandelt habe, die ebenso gut mündlich hätten ergehen können; eine Kontrasignatur sei deshalb nicht erforderlich gewesen. Eine Erwähnung des Fürsten Bismarck benutzte der leitende Staatsmann dazu, der Vertheidigungsrede vom Freitag die persönliche Spitze zu nehmen. Die Stimmung der Dankbarkeit gegen den Mitschöpfer des deutschen Reiches wolle er nicht trüben. Das war vornehm und ritterlich gesprochen. Dem Vorwurf, daß es ein Widerspruch sei, vor der Ueberschätzung der Truppenzahl zu warnen und zugleich eine Erhöhung derselben zu verlangen, suchte der Reichskanzler dadurch zu begegnen, daß es darauf ankomme, mehr junge Leute in die Armee zu bringen. Das logische Bedenken ist dadurch nicht beseitigt, leider auch nicht das sachliche. Es wird hier eine Erhöhung der persönlichen und finanziellen Militärlast in Aussicht gestellt, ohne daß von Erleichterungen die Rede ist. Trotz mehrfacher Anregungen aus dem Hause vermied es der Reichskanzler, über die zweijährige Dienstzeit sich irgendwie zu äußern.

Nach einem Hagel persönlicher Bemerkungen wurde die erste Lesung des Etats geschlossen und der größte Theil des Etats in die Budgetkommission verwiesen.

Die Impfgegner vor dem Reichstage.

Der Kampf gegen den gesetzlichen Impfzwang ist so alt, wie das Gesetz selbst. Ja schon zwei Jahre vor Erlaß desselben, also 1872, wurde eine Anzahl von Bittschriften gegen den Impfzwang an den Reichstag gerichtet. Seit der Zeit schwillt die Masse der Gesuche um Abschaffung jener Maßregel von Jahr zu Jahr stärker an. Gegenwärtig haben dieselben die Ziffer von 2951 mit über 90,000 Unterschriften erreicht. Die weitaus größte Zahl verlangt die Aufhebung des Impfgesetzes bezw. die Beseitigung des Impfzwanges. Einige wünschen ein Impfverbot, Andere wollen das Militär von der Impfung verschont wissen.

Die Impfgegner verwerfen dies Gesetz aus drei Gründen: sie behaupten, es sei unnütz, es sei schädlich, und es verstoße endlich gegen Moral und Religion. Alle diese Gründe sind schon bei den verschiedenen Impfdebatten zurückgewiesen worden. Allein die steigende Zahl der Unterschriften, welche die Impfgegner aufzubringen vermocht haben, beweist zum Mindesten, daß es ihnen gelungen ist, eine große Beunruhigung in weite Volkskreise hineinzutragen.

Diesen unermüdlich fortgesetzten Wühlereien gegen eine gesetzlich angeordnete Schutzmaßregel muß daher immer wieder das gesicherte Ergebniß einwandsfreier staatlicher Ermittelungen über den Einfluß der Schutzpockenimpfung auf die Sterblichkeit entgegengehalten werden. Einige Ziffern mögen daher hier ihren Platz finden:

Es starben in Schweden vor der Einführung der Impfung auf je 100,000 Einwohner über 165 an Pocken. Nach Einführung der fakultativen Impfung sank diese Ziffer auf 55 und nach Einführung der obligatorischen auf 18! In Preußen fielen in der zehnjährigen Periode nach der Einführung der Zwangs-Impfung und der Wiederimpfung fielen etwas über 2 Todesfälle auf je 100 000 Einwohner, während England, das die Wiederimpfunng nicht eingeführt hat, eine dreifache und Oesterreich, das überhaupt keinen Impfzwang kommt, eine siebenundzwanzigfach höhere Pockensterblichkeit aufweist! Baiern zeigt in derselben Periode eine Pockensterblichkeit von 1,11 auf je 100,000 Einwohner, während Belgien, das keinen Impfzwang angeordnet hat, über 44 Todesfälle auf die gleiche Einwohnerzahl zu verzeichnen hat. In ganz Deutschland sind 1886 nur 193 Menschen an Pocken gestorben; also 0.4 auf je 100,000 Einwohner, im darauffolgenden Jahre gar nur 160, während allein in Paris in den genannten Jahren 218, bezw. 389 gestorben sind. Aus den Erhebungen des Reichsgesundheitsamtes geht ferner hervor, daß Kinder im Alter von 1 bis 2 Jahren eine viel größere Pockensterblichkeit aufweisen, als ältere, weil sie entweder noch nicht oder zu spät geimpft waren; ferner daß Geimpfte nur in ganz leichtem Grade erkranken, und daß keiner von ihnen der Krankheit erlag; daß ferner die Ansteckung in allen von den Pocken heimgesuchten Orten nur eine sehr geringe war.

Was nun die Schädlichkeiten anbelangt, welche möglicherweise durch die Impfung hervorgerufen werden könnten, so hat sich auf das Unzweideutigste herausgestellt, daß seit der Einführung der thierischen Lymphe die Gefahren auf das Aeußerste vermindert wurden. Namentlich schützt die von Kalb auf Kalb übertragene Thierlymphe mit unbedingter Sicherheit gegen Einimpfung von Syphilis und von Tuberkulose.

Hermann Isinger.

Roman
von
Adolf Wilbrandt.

[21. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Er zog nun selber den Andern fort, seinen Arm heftig drückend — es sollte Zärtlichkeit sein — und ging aus der Thür. Sie kamen auf die Straße, und hier faßte sie allerdings ein anregender Wind, der ihnen aufmunternd durch die Haare fuhr; nur daß es ein Südost war, der gefeuchtete Schwüle brachte, statt das Blut zu kühlen. Ueber Kircher kam eine ziellose Unruhe, nach der wilden Verzweiflung; er führte Isinger, statt geführt zu werden, doch ohne zu wissen, wohin; durch die Augustenstraße bogen sie in die Dachauerstraße ein und zogen bis auf den Platz, vor dem sich der Ostbahnhof — damals noch nicht ein Theil des Ganzen geworden — mit dem alten Staatsbahnhof brüderlich vereinte. Ein jetzt verschwundener Biergarten stieß an diesen Platz; ein etwas verkümmertes Anwesen mit geringem Baumwuchs, doch fanden sich hier dann und wann, im Vorübergehen, ein paar der Freunde zusammen. Es dämmerte bereits. Der Garten war fast menschenleer. „Sollten wir nicht hier —?" fragte Isinger. Der Maler nickte stumm, und sie traten ein.

Kaum hatten sie aber Platz genommen, so sprang Kircher wieder auf, mit unheimlichen Augen über Isinger hinweg starrend. An einem der nächsten Tische saß eine kleine Gesellschaft von Männern, in halblautem Gespräch. Das schwül bleiche Abendlicht hob unter ihnen ein bartloses, mageres Gesicht von unschöner Farbe hervor, das in dieser Beleuchtung nicht zu verkennen war: Brenzel, der Kritiker, seinen Stuhl gegen einen Baum zurückgelehnt, saß halb liegend da. Aus Kircher's geschlossenem Mund kamen einige verwilderte, schauerliche Töne, noch unheimlicher als sein Blick; gleich darauf ging er, vor Aufregung etwas schwankend, auf den Kritiker zu. Der erschrockene Isinger, gleichfalls aufgesprungen, eilte ihm nach. „Kircher!" rief er mit halber Stimme.

Der Maler hörte ihn nicht. Er stand vor Brenzel, noch ohne ein Wort zu sagen; offenbar weil die Kehle ihm noch nicht gehorchte. Brenzel sah ihn unsicher an, der Ausdruck in Kirchers Gesicht überraschte ihn. Mit leidlicher Ruhe sagte er aber höflich „Guten Abend!" und zog seinen Hut.

„Wie können Sie die — Dreistigkeit haben, mich noch zu grüßen?" erwiderte nun der Maler, dem die Stimme bebte.

„Ich verstehe Sie nicht," sagte Brenzel kalt, nach kurzem Besinnen. „Ich habe keinen Grund, Sie nicht mehr zu grüßen; darum grüß ich Sie. Darf ich fragen, was Sie von mir wollen?"

Kircher dämpfte die Stimme, so viel Besinnung war ihm noch geblieben; er trat noch näher, sodaß er den Baum hinter Brenzel mit der Hand berührte, und sagte mit fast geschlossenen Zähnen: „Haben Sie keine Ahnung, Herr, was Sie sind? was Sie thun? daß Sie mit Ihrer Frechheit, Ihrer Schnödigkeit den Leuten nicht nur die Ehre abschneiden, vielleicht auch das Leben? daß Sie — Sie — mit Ihrem konfiszirten Gesicht, mit Ihrer von Gott gezeichneten Visage — sich eine Wollust daraus machen, Andre zu Grunde zu richten? — Haben Sie denn keine Ahnung, Herr, was für ein Handwerk Sie treiben? daß das Mord sein kann? daß Sie vielleicht ein Menschenleben zu verantworten haben, zehnmal mehr werth als Sie?"

„Kommen Sie, kommen Sie!" murmelte Isinger, der hinter dem Maler stand und ihn unwillig am Aermel zog. „Sind Sie denn des Teufels?"

Kircher riß sich aber los; er war nicht zu halten. „Ja, ein Mord! ein Mord!" wiederholte er mit stärkerer Stimme und die Zähne öffnend. „Hören Sie, Herr: ein Mord!

„Ja, ich höre, ich höre," erwiderte der Andere. „Ich kenne die Phrasen, Herr . . . Aber wenn es auch keine wären — ich hab' nach meinem Gewissen zu urtheilen, und nach weiter gar nichts. Es handelt sich nicht um Essen und Trinken, sondern um die Kunst. Wollen Sie jetzt gefälligst Ihrer Wege gehn. —"

„Reizen Sie mich nicht!" fiel ihm Kircher ins Wort. „Herr, wenn Sie nicht ganz verrückt sind, so reizen Sie mich nicht! — Ihr „Gewissen", sagen Sie . . . Wo sitzt Ihr Gewissen; zeigen Sie mir das . . . Na, und was sagt Ihr Gewissen, wenn Sie einen Mann wie mich zur Verzweiflung bringen und ich Ihnen das erste beste Messer in die Brust stoße — und nach Ihnen mir? Wo sind Sie dann, Sie mit Ihrem Gewissen? Wo bleiben Sie dann mit der „Kunst" ?"

Es war ein Klang in seiner Stimme, eine Gluth in seinen Augen, fast so drohend wie seine Worte. Brenzel sah unwillkürlich nach Kircher's Hand; er hatte sich bisher noch rückwärts gegen den Baum gelehnt, jetzt hob er sich nach vorn und stand auf. An seinem Tisch erhob sich Alles. Einer der Herren stellte sich neben Brenzel, wie um ihn zu schützen.

Wenn ich jetzt nicht ein Ende mache —! dachte Isinger. Er nahm all seine Kräfte zusammen — schwächlich war er durchaus nicht — umschlang den Maler von hinten her und zog ihn zurück. „Denken Sie an Ihre Schwester!" flüsterterte er ihm zu. „Denken Sie an Milli!" — Er fühlte, daß nach diesen Worten Kircher's Wiederstand nachließ. Sowie er das wahrnahm, faßte er ihn Arm in Arm, raunte ihm noch einmal den Namen der Schwester zu und zog ihn aus dem Garten hinaus.

Erst vor dem Eingang fand Kircher seinen Willen wieder. Mit einem wilden Blick befreite er seinen Arm; er sah Isinger'n drohend ins Gesicht, sein eigenes war glühend roth. Dann blickte er nach dem Garten zurück. Plötzlich schien ein anderes, schreckliches Gefühl über ihn zu kommen; er verlor die Farbe, schlug sich dann mit einer Hand vor die Stirn, bedeckte sich die Augen. Ein stöhnendes, hell aufwimmerndes Geräusch kam aus seiner Kehle, das Isinger'n durch Mark und Bein ging.

„Lassen Sie mich! Lassen Sie mich!" rief er gleich darauf, da Isinger die Hände ausstreckte, wie um ihn von Neuem festzuhalten. „Es ist aus! Lassen Sie mich gehn!" — Er knitterte noch etwas zwischen den Zähnen hervor, das nicht zu verstehen war, entfernte sich, mehr stürzend als gehend, über den weiten Platz gegen die Bayerstraße zu und war schnell verschwunden.

XV.

Isinger stand auf derselben Stelle, minutenlang, ohne sich zu rühren. Er sah noch immer dem Unglücklichen nach, denn er schämte sich, nach dem Biergarten zurückzublicken; ebenso sehr widerstand ihm, Kircher nachzugehen. Es war ihm, als hätte dieser sich selber öffentlich geschändet; seinem angebornen Stolz schien es ganz unfaßbar, daß man vor einen Kritiker hintreten und ihm sagen könne: du hast etwas gegen mich drucken lassen, du hast mich beleidigt . . . Nun aber gar von „Mord" zu reden, wie ein hysterisches Weib; mit dem Messer zu drohen . . .

„Warum steh' ich denn noch immer hier?" fragte er sich endlich. „Warum geh' ich denn nicht nach Haus? — Was liegt mir denn noch auf der Brust? Irgend etwas ist nicht in Ordnung; sonst läg' mir das nicht auf der Brust. Ich hätte das allerdings nicht gethan; Hermann Isinger nicht; — aber, mit Erlaubniß, wer ist Hermann Isinger? Das ist ein Mensch, dem es immer gut ging, er hat Kummer gehabt, Dummheiten gemacht, aber die eigentliche Gemeinheit der Sorge hat ihn nie gedrückt; seine paar guten Eigenschaften sind so ruhig und ungestört gewachsen, wie das Gras auf der Wiese . . . Hermann Isinger, du hast gut reden. Sei kein Pharisäer. Wenn du so mühselig und ungleich gewachsen wärst wie der Anton Kircher, wie stünd's dann mit dir?" Würd'st du dann auch so vornehm auf ihn herunterschauen? Würd' dich die Verzweiflung über dein Schicksaal nicht zum Narren machen? Weißt du das gewiß? — — Jetzt ist er vermuthlich zu Hause, in seiner Schwanthalerstraße, wirft